



PROJECT MUSE®

"Die Mauer stand bei mir im Garten": Interview mit Helga
Schütz

Dinah Dodds

Women in German Yearbook: Feminist Studies in German Literature &
Culture, Volume 7, 1991, pp. 137-149 (Article)

Published by University of Nebraska Press

DOI: <https://doi.org/10.1353/wgy.1991.0001>



➔ *For additional information about this article*

<https://muse.jhu.edu/article/393014/summary>

"Die Mauer stand bei mir im Garten": Interview mit Helga Schütz

Dinah Dodds

In an interview with Dinah Dodds on March 8, 1991, GDR writer Helga Schütz speaks about the fall of the Berlin Wall and the unification of the two German states, the role of literature in a socialist society, and the position of women in the former GDR. Schütz was born in 1937 in Schlesien and grew up in Dresden. After her *Abitur* she studied drama theory at the *Hochschule für Filmkunst* in Potsdam-Babelsberg. She has written screenplays for documentary and feature films for the Potsdam-Babelsberg film studio Defa as well as numerous other literary works. Her short story "Festbeleuchtung" and the novels *In Annas Namen* and *Julia oder Erziehung zum Chorgesang* have appeared in the West. In 1984 she was a guest along with Irmtraud Morgner at the Women in German Conference in Boston. (DD)

Einführung

Als ich Helga Schütz am 8. März 1991—am internationalen Frauentag—in ihrer Wohnung in Potsdam-Babelsberg aufsuchte, war die deutsche Einheit schon vollzogen. Im September 1990 war ich nach West-Berlin gekommen, um mein Sabbatical dort zu verbringen, und war in der Nacht zum 3. Oktober am Reichstag gewesen, wo ich das große Feuerwerk, die Freiheitsglocke und die feierliche Musik miterlebt hatte. Die Stimmung um Mitternacht, eher gedämpft als jubelnd, reflektierte die Ambivalenz, die dieses Ereignis sowohl im Osten wie auch im Westen hervorrief. Nach dem 3. Oktober schlug diese Ambivalenz immer stärker ins Negative um, als ostdeutsche Männer und Frauen ihre Arbeit und ihre Identität verloren.

Vom Januar bis April 1991 wohnte ich in einer Altbauwohnung in Ost-Berlin "Mitte," einem idealen Ort für meine Arbeit am Thema Frauen und die Wende. Ich führte Gespräche mit 27 Frauen—die jüngste war 20, die älteste 88—über ihre Erfahrungen mit der Wende und ihre Rolle als Frauen in der DDR. Jede hatte eine Geschichte zu erzählen, jede hatte am eigenen Leib die Wende erlebt. Helga Schütz hatte ich schon 1984 bei der Women in German Konferenz in Boston kennengelernt und

wollte unbedingt mit ihr sprechen, da sie als Schriftstellerin eine besondere Stellung in der DDR-Gesellschaft eingenommen hatte.

Ihr Haus—dem Defa Filmstudio gegenüber—war im Gegensatz zu den meisten Wohnungen, die ich bis dahin gesehen hatte, schön und geräumig. Man merkte sofort, daß Helga Schütz als bekannte Schriftstellerin Privilegien genossen hatte. Sie empfing mich sehr freundlich und ungezwungen in einer weißen Bluse und Jeans und machte uns einen Tee. Als ich sagte, ich wolle mit ihr über die Wende sprechen, lachte sie und sagte, sie habe schon sehr viel über die Wende reden müssen. Trotzdem nahm sie meine Fragen ernst und antwortete nachdenklich und ausführlich: Man konnte von ihrem Gesicht die Wichtigkeit der Ereignisse ablesen. Kurz nach unserem Gespräch erschien ein Interview mit Helga Schütz in *Die Zeit* ("Was 'n kleinkariertes Volk," *Die Zeit*, 3. Mai 1991), und ein Beitrag von ihr wurde in dem neuen Band von und über DDR Schriftstellerinnen gedruckt, *Gute Nacht, Du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, hrsg. von Anna Mudry (Luchterhand, 1991).

In Schütz' Antworten auf meine Fragen glaubte ich, die Ambivalenz vom 3. Oktober wieder zu hören. Die Erleichterung darüber, daß jetzt die Mauer weg war, vermischte sich mit der Traurigkeit darüber, daß der neue deutsche Staat nicht so geworden war, wie sie sich ihn gewünscht hätte.

* * *

Dinah Dodds: Wie haben Sie die Wende erlebt?

Helga Schütz: Kurz vor der Wende war ich in Amerika und da habe ich die Nachrichten vom 7. und 8. Oktober gehört, von den Dingen, die sich mit den Demonstrationen ereignet haben, und hatte furchtbare Angst und natürlich auch Hoffnung. Ich bin dann sofort zurückgefahren und war Mitte Oktober wieder hier. Im September bevor ich weggefahren bin, hatten wir etliches zu bewegen versucht. Wir hatten als Schriftsteller einen offenen Brief an das Zentralkomitee der Partei geschrieben. Die Massenflucht der jungen Leute im Herbst 1989 durch die ungarische Grenze wurde in der Presse so wahnsinnig reflektiert, mit Abwertung und so, daß wir dagegen protestiert haben: daß es unter diesen Lügen der Medien nicht mehr auszuhalten wäre. Es gab richtige Konfrontationen im September, so daß ich das Gefühl hatte, es geht in den Oktobertagen sehr sehr hart her.

Als ich dann Mitte Oktober wieder hier war, war die Sache schon auf dem Höhepunkt. In Leipzig gab es die großen Montagsdemonstrationen. Hier in Potsdam waren auch montags vor dem Stasiknast und auch vor der Stasizentrale Bezirk Potsdam Demonstrationen, und da waren wir eben dabei. Hier in Babelsberg in der Friedrichskirche—das ist hier in

unmittelbarer Nähe—waren Versammlungen vom Neuen Forum, und da war ich auch dabei. Eine Gruppe von Schriftstellerinnen, die sich in Berlin ständig, schon jahrelang zusammengetroffen hatte, hatte am 3. November einen Treff, und dann sind wir zusammen zu der Demonstration am 4. November gegangen. Dann ging's eigentlich Schlag auf Schlag.

Mir war schon klar, es muß die Mauer weg. Das habe ich ganz stark gedacht, eigentlich schon vor den Ungarn-Ereignissen. Wenn in der DDR über *glasnost* und *perestroika* geredet wurde, und wenn man Reisefreiheit forderte, war mir klar, es geht nicht, daß nur ein paar Leute durch können, und wieder wird kontrolliert, wer nun die Erlaubnis zum Reisen kriegt. Immer würde eine Institution dazwischen geschaltet. Das hielt ich nicht für möglich. Dieser 9. November¹ hat mich trotzdem sehr überrascht. Ich hatte geglaubt, daß sich die Änderung in dem Reisegesetz nur um eine Art von Reiseerleichterung handelte, und daß man wieder Anträge stellen mußte. Ich dachte, daß nur ein paar mehr fahren dürften, und mir war klar, die Leute werden nicht zufrieden sein, die Mauer muß fallen.

Aber ich habe es mir ziemlich anders vorgestellt. Ich habe mir gedacht, wenn es möglich wäre, würde die Mauer übernacht gar nicht mehr da sein, sie würden alle sofort mit Schubkarren und Hammern losgehen. So war es nicht, aber es war nicht so, wie man es erträumt hatte. Es war eine Situation, die sehr sehr viel Irrationales hatte. Man konnte es überhaupt nicht begreifen.

Ich habe achtzehn Jahre an der Mauer gewohnt—die stand bei mir im Garten. Das war in Großglienicke zu West-Berlin an der Grenze, und jeden Tag haben wir darüber geredet, Tag für Tag, was für ein Wahnsinn es war. Man hat die Leute drüben reden hören und konnte nicht hin; man wäre erschossen worden, wenn man dieses Tabu berührt hätte. Als es dann so weit war, sind wir jeden Tag mit Fahrrädern hingefahren—die Mauer ist auch hier bei meiner jetzigen Wohnung in Babelsberg ungefähr hundert Meter weiter—und wir haben mit einem Hammer selber drumgehämmert, daß die Mauer wekommt. Wir haben geguckt, wo wieder ein Loch groß genug war, wo man durchkriechen konnte. Das war schon irgendwas Wahnsinniges. Die Wachtürme waren sehr schnell weg und da konnte man plötzlich gehen, wo man früher erschossen worden wäre.

Dann gingen die Leute zuhauf rüber, und man sah, dieses Geld muß her, es geht nicht mit zwei Währungen. Die Währungsunion muß sein. Ich habe mir die Währungsunion aber auch anders vorgestellt. Ich dachte, daß man es nach und nach macht, daß man jedem einen bestimmten Anteil vom Lohn gibt, 10% erstmal, dann 20%, dann 30% und so weiter, und daß man trotzdem das andere Geld noch behält, und daß man nach und nach die Wirtschaft saniert, natürlich mit Hilfe des Westens, denn das stand ja im Grundgesetz.

Dinah Dodds: Wo waren sie am 9. November?

Helga Schütz: Am 9. November kam ich nach Hause aus West-Berlin, nachts um zwölf—ich hatte eine Lesung und war im Besitz eines Visums. Ich hörte im Bus die Rentner erzählen, sie hätten im Radio gehört, daß alle jetzt einen Reisepaß kriegen dürften. Ich kam an der Bushaltestelle an, und da standen junge Leute, die sagten, wir wollen mitfahren—der Bus fuhr zurück nach West-Berlin. Der Busfahrer sagte, das geht nicht. Doch, haben sie gesagt, sie hätten es gerade im Fernsehen gesehen, man dürfe jetzt nach West-Berlin. Der Busfahrer sagte, wenn Sie das denken, und die stiegen ein. Dann sah man die ersten Trabis Richtung Grenze fahren kommen.

Ich bin dann nach Hause gegangen, kurz nach zwölf war ich hier. Ich habe mit meinem Sohn die ganze Nacht am Fernsehapparat gesessen, und wir waren freudetrunken. Er mußte am nächsten Morgen zur Arbeit—er arbeitet im Potsdamer Krankenhaus—und kam nachmittags nach Hause. Da wußten wir schon, die Glienicke Brücke wird um sechs aufgemacht. Wir sind alle über die Glienicke Brücke gegangen, ganz Potsdam. Wir sind darüber geschwebt, muß ich sagen. Es war reiner Spaß. Wir hatten noch keinen Sekt so schnell kriegen können, aber drüben im Westen hatten sie dann Sekt. Wir waren vielleicht zwei Stunden da und drängelten uns den Ku' Damm lang.

Es war wunderbar für mich zu erleben, daß es kein Privileg mehr war, rüberzufahren. Ich hatte das deutliche Gefühl, die anderen werden betrogen: die wissen bestimmte Dinge nicht, weil sie sie nicht sehen können. Es gab viele Mißverständnisse. Wenn ich im Westen war, konnte ich auf alles verzichten, was der Westen an Konsumartikeln anbot. Ich brauchte das im Moment nicht, nicht das Paar Schuhe oder das Buch. Ich fuhr dann nach Hause, ohne daß ich alles an mich gerafft hatte, und merkte zu Hause sofort, das hättest du eigentlich gebrauchen können. Und ich wußte, alle, die hier sind, träumen davon; mein Sohn träumt von dieser Schallplatte und von dem und von jenem. Das sind so kleine Dinge, die man sich gern hätte erfüllen wollen, und wenn man's nicht kriegte, war es das Paradies. Und nun konnten sie alle das Paradies selber sehen und berühren, und konnten sagen, na ja, es ist so und so und man kann auch ohne leben. Aber das muß man erst erfahren, und dann kann man seine Werte aufmachen. Vieles ist ja auch angenehm, aber man muß es selber wissen und sich selber in das Ganze einordnen. Das kann einem keiner erklären.

Dinah Dodds: Ich habe mit etlichen Frauen gesprochen, die gesagt haben, sie wollten die Vereinigung mit der BRD nicht, sondern sie wollten eine reformierte demokratische DDR. Wie stehen Sie dazu?

Helga Schütz: Ich wollte die Einigung, aber ich wollte sie anders haben. Da die eine Hoffnung erfüllt war—die Mauer stand nicht mehr—, da habe ich gedacht, nun können alle anderen Hoffnungen auch noch erfüllt werden, zum Beispiel, daß man die Armee abschafft. Es wurde immer gefragt, was bringen nun die neuen Länder mit, und ich habe mir gedacht, es könnte mit der Entmilitarisierung zusammenhängen: es muß eine entmilitarisierte Zone werden. Ich dachte nicht, daß wir automatisch zu Nato müßten. Aber welchen Illusionen ich da angehangen habe, hat die jüngste Vergangenheit mit dem Golfkrieg bewiesen. Das war ein großes Entsetzen für mich, daß der Krieg so unmittelbar folgte an dieser Hoffnung, die wir hatten. Es war furchtbar, daß nachdem der Ost-West Konflikt ausgeräumt war, sofort der andere Konflikt grob ausbrach. Da war eine Erkenntnis, o Gott, die Welt ist ganz schön hinten an, es gibt noch ganz schön viel zu klären. Man fühlte sich ziemlich ohnmächtig.

Dinah Dodds: Sie scheinen, der Vereinigung positiv gegenüberzustehen.

Helga Schütz: Ich stehe der Vereinigung positiv gegenüber, weil ich weiß, es hätte gar keine andere Chance gegeben. Die Welt ist so, und man muß sich dazu bekennen. Allerdings sehe ich nicht ein, daß es solche katastrophalen Folgen haben sollte. Arbeitslose noch und noch, das geht einfach nicht, wo so viel Arbeit auf der Straße liegt.

Ich wollte den sogenannten "dritten Weg" nicht, einen getrennten deutschen Staat. Ich denke, daß sich dieses Europa nur zusammen vernünftig bewegen kann. Ein bisschen etwas Gemeinsames muß jetzt passieren. Ich sehe nicht ein, warum man sich abschotten muß. Ich fühlte mich nicht als DDR-Bürger, sondern ich fühlte mich zu irgendwas Größerem gehörig, zu Europa vielleicht, weil wir eine gemeinsame Geschichte hatten. Ich hatte das Gefühl, daß die kulturelle Zusammengehörigkeit nie abgerissen worden war, daß wir einen ständigen Austausch zwischen West und Ost gehabt hatten, und daß das einigermassen funktioniert hatte, der Blick nach drüben und auch von drüben nach hüten. Daß die Westwirtschaft viel besser funktionierte, das leuchtete mir ein, nicht so sehr weil es eine Konsumgesellschaft war, eine Wegwerfgesellschaft, sondern weil die viel mehr einen Blick auf Umwelt hatten als wir. Was mich an unserem Wirtschaftssystem am meisten umgehauen und gestört hat, war, nicht daß Sachen knapp waren, sondern daß sie so unheimlich mit der Umwelt umgegangen sind, so zerstörerisch.

Dinah Dodds: Sie haben gesagt, Sie hätten am 9. November ein Visum für West Berlin gehabt. War das etwas Ständiges?

Helga Schütz: Nein, es war nichts Ständiges. Wenn ich eine Einladung bekam, eine Lesung im Westen zu halten, bin ich zum Schriftstellerverband gegangen und habe einen Antrag gestellt, daß ich diese Einladung gerne annehmen möchte. Das hat meist sechs Wochen gedauert, man mußte es also viel früher wissen. Und dann gab es ein Mehrfachvisum, wenn man zwei Veranstaltungen kurz nach einander hatte. Wenn ich in West-Berlin eine Lesung hatte und dann vielleicht nach Köln in drei Wochen hätte gehen müssen, dann bekam ich manchmal eins über zwei Monate. Das war eine sehr schöne Sache, denn man wußte, in dem Schrank liegt jetzt ein Visum, und wenn ich jetzt denke, ich möchte mal, könnte ich. Das Gefühl, daß die Mauer durchlässig ist, war etwas besonderes.

Dinah Dodds: Haben Sie jemals darüber nachgedacht, wegzugehen?

Helga Schütz: Ich habe schon daran gedacht, wegzugehen, aber ich bin nie dazu gekommen, weil ich viel zu viele andere Dinge zu tun hatte und eigentlich ein seßhafter Mensch bin. Mir ging es auch um die Kinder: sollen sie immer und ewig in dem Mauerring bleiben oder sollen die auch mal nach Amerika gehen und dort arbeiten können. Das hätte ich ihnen sehr gewünscht, aber das hing sehr mit mir zusammen. Ich fragte mich, gehöre ich dazu, muß ich auch weg, damit die das können, oder was ist mit mir, kann ich da bleiben? In dem Sinne habe ich darüber nachgedacht, aber in den letzten drei oder vier Jahren immer weniger. Man hat immer mehr aneinander gehangen, die paar, die noch da waren.

Dinah Dodds: Wurde Ihr Antrag für ein Reisevisum jemals abgeschlossen?

Helga Schütz: Mein Antrag nach Oberlin [um für ein Semester dort an dem College zu unterrichten] ist zweimal abgelehnt worden. Beim dritten Mal konnte ich. Ich habe jetzt die Papiere vom Schriftstellerverband bekommen—wir bekamen alle unseren sogenannten Kaderakten nach der Wende zugeschickt—und da ist ein langes Papier über die Ablehnung nach Amerika, und was ich für ein renitentes Mädchen bin, und daß ich überhaupt nicht einsehen wollte, daß ich mich dort in Amerika kaufen lasse. Ich sollte für diese drei Monate ein Stipendium kriegen, sonst hätte ich es gar nicht annehmen können: ich kann nicht von der Luft leben, und mit der Ost-Mark hätte ich in Amerika nichts anfangen können. Also habe ich eine Einladung unterschrieben, wo darauf stand, daß ich jeden Monat so und so viele Dollars kriegen werde. Daß ich das unterschrieben habe, war etwas Verbotenes. Das war ein Verkaufen und Devisenschiebung. Ich habe geschworen, daß ich das brauchte: ich müßte das unterschreiben, um bei der amerikanischen Botschaft ein Einreisevisum zu

bekommen, denn die geben den Stempel nur, wenn sie wissen, wovon ich in diesen drei Monaten lebe. Aber das kapierte der Schriftstellerverband nicht, oder die Behörde, die das Ausreisevisum geben mußte. Ich habe mich zweimal ganz grob beschwert, und beim dritten Mal ging es dann. Undurchsichtig, das alles.

Es spielten auch persönliche Dinge eine Rolle. Ich konnte zum Beispiel den Sekretär vom Schriftstellerverband nicht so richtig gerne haben, und der mich auch nicht. Dann hieß es einmal, daß der Rat von Großberlin etwas gegen mich hätte. Ungefähr zwölf Institutionen wurden immer befragt, ehe man das Visum bekam. Sehr aufwendig und kostspielig war das.

Dinah Dodds: Mußte man in der Partei sein, um im Schriftstellerverband Mitglied zu sein?

Helga Schütz: Nein. Man mußte nur Bücher veröffentlicht haben und dann brauchte man zwei Bürgen. Als ich Mitglied wurde, gab es noch so eine Arbeitsgemeinschaft junger Autoren in Potsdam—das gab es in jedem Bezirk, es wurde aber dann abgeschafft—da hat man seine Kandidatenzeit abgeleistet. Da traf man sich einmal im Monat und hat etwas vorgelesen und hatte einen Schriftsteller, der einen betreute. Das war an sich eine ganz gute Sache. Ich mochte das.

Ich fand den Schriftstellerverband auch ganz in Ordnung, nur fand ich es nicht gut, daß es sich ausschließlich mit Reisegeschichten beschäftigen mußte, und daß es solche Dinge machte wie Ausschlüsse, daß es ein verlängerter Arm der Partei war. Es gab immer weniger Probleme, die mit Literatur zu tun hatten, es wurde immer mehr kultur-politisch.

Mit dem Schreiben selber hatte der Schriftstellerverband gar nichts mehr zu tun. Der hat eigentlich nur die Organisation rings herum gemacht. Zum Beispiel, wenn ich nach Weimar wollte, da bin ich nach Großkochberg gegangen—das ist ein Schloß, wo die Frau von Stein gewohnt hat—und da konnten Schriftsteller wohnen und mußten nicht viel bezahlen, auch Komponisten und andere Künstler. Da mußte ich den Schriftstellerverband anrufen, und der hat den Kulturfond angerufen und der hat den Kochberg angerufen, und dann konnte ich dort wohnen. Oder zum Beispiel das Haus, wo die Bettina von Arnim gewohnt hat, ist ein Schriftstellerheim gewesen, und dort konnte man auch wohnen und arbeiten. Das habe ich zweimal gemacht. Der Schriftstellerverband kümmerte sich um die Rente oder um Krankengeld. Es war eigentlich eine Art Gewerkschaft.

Dinah Dodds: Neulich im *Spiegel* war ein Artikel über die Abstimmung im Schriftstellerverband vom Jahr 1979, als Stefan Heym und acht andere Schriftsteller ausgeschlossen wurden ("So, los, abstimmen!," 17.12.90).

Hatten Sie jemals daran gedacht, aus dem Schriftstellerverband auszutreten?

Helga Schütz: Ich hatte schon daran gedacht, nur hätte ich nicht gewußt, wo ich dann hingehen soll. Ich merkte, daß diejenigen, die nicht im Verband waren, immer zum Kulturministerium mußten, um ihr Visum zu bekommen. Es war eigentlich egal. Zu irgendeiner Institution mußte man, entweder zum Verband oder zum Kulturministerium. Wenn man in dieser Gesellschaft irgendetwas bewegen wollte, dann brauchte man eine Institution, die einem half, ob man eine Wohnung wollte, oder nach dem Ausland hinfahren wollte, oder eine Studiumreise machen wollte. Als Privatmensch konnte man überhaupt nichts bewegen, gar nichts.

Dinah Dodds: Wie haben Sie sich als Schriftsteller in der sozialistischen Gesellschaft verstanden?

Helga Schütz: Man hat sich als Schriftsteller in dieser Gesellschaft so verstanden, wie sich der Schriftsteller überall auf der Welt versteht. Nur habe ich mehr und mehr empfunden, daß man nicht so sehr für außerhalb schreibt, sondern für die Leute, die in diesem Mauerring wohnten, also für die Nachbarn. Das hat schon bestimmte Probleme mitgebracht. Man hatte all das aufzuarbeiten, was nicht in den Medien stand. Man mußte mehr journalistisch arbeiten. Was man an Themen anpackte, wurde immer mehr provinziell. Man konnte sich nie der Form hingeben, einer geschlossenen Sache, einem epischen Entwurf. Man wurde ständig vom Alltag gestört. Der Alltag griff immerzu in die Sachen ein, die man schrieb.

Dinah Dodds: Haben Sie sich bemüht, Kritik an der Gesellschaft zu üben, oder war das kein Thema bei Ihnen?

Helga Schütz: Ich habe mir immer eingebildet, Kritik an der Gesellschaft sei kein Thema, dennoch war es eins. Man verstand sich im Kontext der Literatur, die es gab, der DDR-Literatur. Es war eine Literaturlandschaft, und man hat sich verpflichtet gefühlt, da ein Stückchen weiterzugreifen. Wenn der eine das Tabu berührt hat, dann hat man das andere berührt. Aber das passierte nicht etwa in Abrede oder auch nicht als genaue Reflex darauf: man hat die Literatur zur Kenntnis genommen, man hat es gelesen, und daraus entstand das eigene Schreiben. Sicher ist das ein Problem der Literatur überhaupt: man schreibt im Bezug auf alles andere, was existiert, was in der Literaturgeschichte da ist, aber auch was die Gegenwart gerade produziert, die grad lebenden Autoren.

In der DDR war ganz speziell ein Problem der spezifischen Zensur. Wir wußten hier, welche allergischen Stellen es gibt, welche allergischen

Punkte. Das hatte man einfach im Gefühl. Diese allergischen Punkte zu berühren, war schon immer eine Aufgabe, oder ein Anreiz, nicht in dem Sinne, daß man unbedingt Honecker ärgern wollte oder so, nicht in dieser primitiven oder geraden Art und Weise. Es war etwas vermittelt.

Dinah Dodds: Mit der Absicht, etwas zu ändern?

Helga Schütz: Ich weiß nicht, ob Literatur etwas ändern kann. Vielleicht kann sie die Leute solidarisieren, indem sie dem Leser, der zerstückelt irgendwo anders ist, das Gefühl von Ganzheit gibt. Sie kann ein Stück Solidaritätsgefühl vermitteln, damit der Leser sich wiederfinden kann, in dem Stückchen Literatur, das er da liest. Ich habe aber auch nicht mit dem anderen im Sinn geschrieben. Eigentlich habe ich doch für mich geschrieben, für mich und für den, der mich einerseits kennt oder auch für den, der mich überhaupt nicht kennt. Es ist so zwischen diesen Polen: für Nachbarn und für den, der mit mir überhaupt nichts anfangen kann. Und immer mit dem Wunsche, mir selber zu genügen. Schrecklich, wenn ich merkte, daß ich irgendwem gehorchen wollte, vielleicht einer Literaturkritik oder einer öffentlichen Meinung. Denen kann man sich sicher nicht entziehen, aber es wäre ein furchtbares Glatteis, wenn man sich darauf begäbe.

Dinah Dodds: Sie haben sich vergnügt beim Schreiben?

Helga Schütz: Ich habe mich schon vergnügt, auch wenn es hart war. Es gibt Phasen: es ist nicht immer so, daß ich mich mit unheimlicher Lust an den Tisch setzte. Aber es war doch, was ich wollte, sonst hätte ich es nicht machen müssen. Ich wollte etwas formen. Es hatte immer mit Sprache zu tun: Sprache ist ja mehrdeutig, und gerade diese Vieldeutigkeit macht den Reiz des Schreibens aus. Es ist nicht so, daß man bestimmte Dinge klären will, es bleibt für mich selber auch immer noch Geheimnis. Meine ersten Texte lese ich jetzt anders, als wie ich sie damals geschrieben habe. Wenn das nicht so wäre, dann glaube ich, wäre es tot, und man brauchte es erst gar nicht anzufangen.

Aber zurück zu dem, was die DDR betraf: Ich glaube, daß die Texte, die in den letzten vier Jahren entstanden sind, immer mehr auf den Alltag ausgerichtet und deswegen auch unbeweglich sind. Sie sind sehr fest geschrieben und von dem unsrigen Alltag geprägt. Die haben vielleicht deshalb nicht den Schmelz der früheren Texte, so daß ich sie vielleicht nicht nochmal später gerne lesen würde. Ich kann's eigentlich nur mit einem Wort sagen, wobei ich das nicht im ganzen Negativen meine: provinziell.

In dem Sinne hat die Literatur auch etwas bewirkt, weil der Kauf von diesen Büchern—die sind in sehr hohen Auflagen erschienen—schon

beinah ein politischer Akt war. Man wollte die Bücher besitzen, zu einer Lesung gehen. Man wollte mehr zu den Literaten gehören als zu den Politikern. Selbst die breite Masse, die eigentlich mit Literatur sonst gar nichts am Hut hatte, sammelte sich unter dem Widerständlerischen, was die Literatur in sich hat. Unsere Obrigkeit hat immer gesagt, "unsere Leseland DDR," aber es war natürlich auch ein bißchen eine konspirative Gruppe, diese Leser.

Jetzt kritisieren die Westler die DDR-Schriftsteller, weil wir ihnen zu feige vorkommen. Aber das war das Stückchen, was wir leisten konnten. Man konnte nicht sehr viel in die Waagschale der Weltfrieden schmeißen, sofort hätte man das Gleichgewicht gestört. Alle Welt war auf Koexistenz aus. An die allergrößten und schwerwiegendsten Probleme hat sich wirklich keiner gewagt, aber nicht nur die Literaten, keiner. Ich finde nicht, daß wir feige waren. Ich finde nur, wir wußten, was möglich war. Das war schon ausgelotet. Wenn man als Autor bei einer Lesung einen kessen Text gelesen hat, einen, wo man sich unheimlich mutig vorgekommen ist, und wo man bestimmte Dinge, Wehrdienstverweigerung zum Beispiel, zum Besten gegeben hat, und man hatte ein Forum von jungen Leuten, dem man das vorgelesen hat, und die hingen an einem und dachten, ach das ist aber jetzt ein Kerl und ein Vorbild, die sind dann in ihre Nester zurückgefahren und haben gesagt, jetzt protestieren wir hier an unserer Oberschule auch mal. Die flogen dann ins Gefängnis und ich saß hier in meinem Häuschen mit meiner Öffentlichkeit und konnte gut tönen. In diesem Zwiespalt saß man. Ich habe mich gehütet, so etwas vorzutragen. Alle Schriftsteller, die eine Öffentlichkeit hatten, waren durch ihre Öffentlichkeit geschützt.

Dinah Dodds: Hatten Sie ein schlechtes Gewissen wegen der Privilegien, die Sie hatten?

Helga Schütz: Ich war mir der Privilegien, die ich hatte, bewußt, und ich habe es in meinen letzten Büchern immer wieder thematisieren müssen. Ich konnte nicht drum herum. Ich konnte nicht schreiben, was sich irgendwo außerhalb des Mauerrings zutrug, ohne daß ich dieses Problem mitbenannte, und ohne daß das als das Schwerwiegendste zur Sprache kam. Das wurde immer einer der tragenden Konflikte. So habe ich mir das vielleicht von der Seele gehalten, indem ich es thematisierte.

Ich fragte mich immer, warum die Leute, die irgendwie eine Persönlichkeit waren, sich nicht wehrten, und das nicht herausschlügen, was ich auch hatte. Warum zum Beispiel Wissenschaftler, die nicht reisen konnten, nicht alles niederlegten und sagten, wenn ich nicht jetzt den Kongreß besuchen kann, dann tue ich hier keinen Handschlag mehr. Aber das waren alles nicht zu Ende gedachte Vorwürfe, die man sich gegenseitig machte. Dieses Privileg der Freiberuflichkeit, daß man

keinen Herrn unmittelbar hatte, nicht angestellt war, das machte es auch möglich, daß man bestimmte Dinge in bestimmten Foren sagte. Die Leute, die fest angestellt waren, hatten Rechenschaft abzugeben. Ich hatte keine Rechenschaft abzugeben. Ich will das Wort Feigheit streichen, weil ich das für mich nicht habe gelten lassen.

Die Leute im Westen, die diese Schimpfe jetzt austeilen, waren eigentlich diejenigen, die das hier am meisten intakt halten wollten. Ich habe einen Film für einen West Fernsehsender, für Saarbrücken, über die Stadt Rostock gemacht. Ich habe unter riesigem Einsatz versucht, den Zerfall heimlich zu drehen. Ich hatte immer einen Aufpasser zur Seite, und wenn der weg war, habe ich den Kameramann beschworen, er soll das Haus und den Zerfall zeigen, wie Rostock wirklich aussah, und nicht nur das prächtig Schöne vorne an. Ich wußte, ich werde unheimlichen Ärger kriegen, wenn ich zu Hause bin und die den Film im Fernsehen sehen.

Aber die Zensur erfolgte im Westen! Die Redakteure fanden den Film lieblos: die wollten einen touristisch munteren Film über Rostock sehen, wo nur die schöne DDR gezeigt wird, daß man sieht, wie schön es überall hier ist, so wie die Westler immer unsere Städte angesehen haben. Die sind nur durch die touristischen Zentren gegangen und wollten einfach, daß es auch hier schön ist. Das ist vielleicht ganz lieb gedacht, aber die Wahrheit war es nicht. Wenn man ein Stückchen Wahrheit sagen wollte, haben die nicht mitgespielt. Die wollten das wahre Bild nicht sehen. Deswegen haben sie auch den Honecker empfangen. Das waren die Kompromisse, die in dieser Welt gemacht wurden. Und jetzt auf einmal sind die Schriftsteller allein die Feiglinge. Sie wollten, daß alles in Ordnung war, der status quo war so, und man wollte sich arrangieren. Aber nun sind sie überrascht, wie es in Wirklichkeit aussieht. Vielleicht hätten sie genauer lesen müssen, genauer hingucken müssen. Der Westen war hier präsent, die hätten auch gucken können. Aufmerksam haben sie die Bücher nicht gelesen und die Filme nicht gesehen.

Dinah Dodds: Welche anderen Filme haben Sie gemacht?

Helga Schütz: Ich habe drei Städteporträts fürs Fernsehen gemacht: Dresden, Erfurt und Rostock. Ich hätte bei den Filmen viel mutiger sein können, aber ich hätte nachts in der Gegend herumziehen müssen. Es war ein unheimlicher Kampf, etwas ins Bild zu bringen. Ich hätte so mutig sein können, daß ich nicht wieder hätte zurückfahren können. Ich wollte schon zurückkehren. Es war ein Kompromiß.

Dinah Dodds: Wie viele Kinder haben Sie?

Helga Schütz: Ich habe zwei Kinder: meinen Sohn und meine Tochter, die mit 12 Jahren gestorben ist. Meine Tochter war schwer behindert und ich habe sie immer zu Hause gehabt. Ich glaube, ich habe deswegen angefangen zu schreiben, weil ich eine Arbeit machen wollte, die ich zu Hause tun konnte: meine Tochter hat mich zum Schreiben gebracht. Ich kann nicht in Klagen ausbrechen, obwohl es schwer war, weil ich mich durch die Claudia so bereichert gefühlt habe.

Dinah Dodds: Sehr viele Frauen hier hatten Kinder, ohne verheiratet zu sein. Waren Sie verheiratet?

Helga Schütz: Ich war nie verheiratet. Egon Günther und ich haben sehr lange miteinander gelebt, wir sind dann auseinander gegangen. Uneheliche Kinder zu haben, war kein Problem. Bei uns in der DDR war es uninteressant, wer was erbte, weil das Geld nichts taugte. Das hatte etwas für sich, daß man in einer Gesellschaft lebte, wo das Geld keine solche Rolle spielte. Egon ist nach dem Westen gegangen—er hat ein ständiges Visum gekriegt—und hat in München Filme gemacht. Er wohnt immer mal wieder in Großgörschen.

Dinah Dodds: Obwohl die Frauen hier viele Rechte hatten, die wir uns in den U.S.A. noch erkämpfen müssen, habe ich mit mehreren Frauen gesprochen, die sagten, DDR-Frauen seien nicht emanzipiert gewesen. Glauben Sie, daß die Frauen in der DDR emanzipiert waren?

Helga Schütz: Ich würde sagen, daß die Frauen hier emanzipiert waren, aber sie hatten es unheimlich schwer, weil sie so sehr um den Alltag kämpfen mußten. Sie haben aber ihr Stückchen weggerissen. Ringsherum kenne ich nur Frauen, die alle irgendwo gearbeitet haben und das auch nicht missen wollten. Im Vergleich zu den Westfrauen und zu den Amerikanerinnen, die ich erlebte, sehen unsere Frauen unheimlich grau aus. Unsere Frauen sehen mitgenommen aus und entsprechen nicht dem Bilde der Frauen, die vom Westen her gezeichnet wurde. Man merkt ihnen äußerlich die Emanzipation sehr wenig an. Innerlich, würde ich sagen, waren sie emanzipiert, dadurch daß sie selbstständig waren, daß sie viel gearbeitet haben, daß sie wirklich das Leben kennen. Sie haben auch eine Art von Solidarität erfahren, die diese so schwierige Alltag mit sich brachte.

Ich weiß nicht, ob man die im Westen kennt, ich kenne den Westen nicht so gut. Aber als ich damals zu der Women in German Konferenz nach Boston gefahren bin, hat mich die Zusammengehörigkeit der amerikanischen Frauen sehr bewegt. Ich bin mit ziemlich gemischten Gefühlen nach Boston gefahren. Ich hatte mir vorgestellt, daß die Frauen das Gefühl haben würden, in einer Männerwelt zu kurz gekommen zu

sein; und jetzt würden sie versuchen, auf irgendeine Art und Weise, sich durchzusetzen. Ich war dann sehr angenehm überrascht, daß das überhaupt nicht der Fall war und habe das ein bißchen beneidet.

Hier wäre solches bewußte Entgegensetzen nicht möglich gewesen. Bei uns war es mehr unter der Oberfläche, ein Gegenstück zu dem öffentlichen Stück Emanzipationsbestrebung, die mit dem ganzen offiziellen Getue zu tun hatte, zum Beispiel, mit dem heutigen Tag der Frau. Heute ist doch der 8. März. Hier wurde das immer zelebriert. Merkwürdigerweise haben die Frauen diesen Tag angenommen, das ganze Theater, das sich im Betrieb ablief. Das gehörte ihnen. Aber das Übrige war nicht das ihre. Das war mehr innerlich, von Frau zu Frau und was in den Kollektiven stattfand. Es war wenig organisiert. Das Organisierte taugte nicht.

Dinah Dodds: Ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Note

¹ Am Abend des zweiten Tages des 10. ZK-Plenums versuchte Günter Schabowski, Sekretär des Zentralkomitees der SED für Informationswesen und Medienpolitik, die wachsende Unzufriedenheit der DDR-Bürger zu stillen, indem er bekanntgab, daß Anträge für Reisen schnell genehmigt und Visa für eine ständige Ausreise unverzüglich erteilt werden würden.